

150
 250
 350
 450
 650
 225
 350
 450
 650



Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 28

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

Nus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

treblin reiste am andern Tage in seine Garnison zurück; er war tief verstimmt. Nun begann er sich nach etwas Passendem umzusehen. Es hieß, den Dienst quittieren, in irgendeinem weltverlorenen Nest im Glücksfall eine Stelle finden. Würde sie ausreichen, um eine Familie gemäßig zu ernähren? Im Kadettenhause erzogen, besaß er keine anderen Kenntnisse als die zum Soldatenberuf nöthigen; auch fehlte es ihm an Energie und Tatkraft. Nur mühsam begabt, eignete er sich für keine gutbezahlte Stellung. Unmutig rauchend lag er auf seinem Sofa. „Verdammte Geschichte“, dachte er, „wie soll das enden? — Ich noch immer rasend verliebt in Margarete und kann sie lassen. Wenn der Alte doch —“ Weiter sprach er seine

gartenstraße, Pferde und Wagen und die meisten Möbel wurden verkauft, die Diensthoten bis auf die alte, treue Trina entlassen. Dann bezogen Stettens eine bescheidene Mansardenwohnung von fünf Zimmern in der Dorotheenstraße. Stettens war in freundlicher, fauster Stimmung, mit allem zufrieden und für alles dankbar. Ein kleiner Rest des Vermögens war ihnen verblieben; damit und mit der Pension hofften sie weiter zu leben. Margarete nahm eine Stelle als englische und französische Korrespondentin in einem großen Bureau an und arbeitete von früh bis spät.

Was Frau von Stettens in dieser Zeit seelisch litt, ahnte niemand. Es fiel ihr nicht schwer, der glänzenden, gesellschaftlichen Stellung zu entsagen, ihr schlichter, frommer Sinn stand nicht nach äußerlichen Dingen. Sie war ganz Weib in des Sinnes bester Bedeutung, die Liebe zu Mann und Kindern füllte ihr Herz aus. Recht behaglich hatte sie sich in der niederen Stube eingerichtet. Die prunkvollen Möbel, die kostbaren Vorhänge waren verkauft. Alte solide Sachen aus den Elternhäusern der



Internierungslager der Deutschen in Zebdon (Algier).

en nicht aus. Er fühlte wieder ihre kühlen, schlanken auf seinem Munde und sah ihren entrüsteten Blick. Sie hatte den Abschied genommen und war pensioniert. Die Familie verließ das schöne Haus in der Thier-

Gegatten füllten die Räume; der feine Geschmack Margareten und ihrer Mutter hatte dabei den Ausschlag gegeben. Die alte Trina war unerfesslich. Sie räumte und kochte; sie tat alles freundlich, und ihre treue Anhänglichkeit zeigte sich bei jedem Anlaß.

Der Arzt, der Stetten behandelte, zog einen Kollegen hinzu. Ihre Diagnose war: Magenkrebs, jene furchtbare Krankheit, die so qualvoll für den Patienten, so herzzerreißend für seine Umgebung ist. Sie sagten es ihm nicht, nur seiner Frau, aber der Kranke ahnte sein Übel und ertrug seine Schmerzen mit mannhafter Geduld. „Laß ihn nicht zu viel leiden“, betete Frau von Stetten jeden Abend, wenn sie zur Ruhe ging.

Und Gott erhörte dieses inbrünstige Gebet. Eine böse Influenza herrschte im Herbst. Stetten erlag ihr, noch ehe die Qualen, die sein Leiden mit sich brachte, ihren Höhepunkt erreicht hatten.

Bernad eilte herbei. Er fand den Vater schon sanft hinübergeschlummert; ein Segenswort für die Seinen hatte er noch im Tode gesprochen.

Auch Streblin kam zur Beerdigung. Er war kein schlechter Mensch, nur charakterlos und schwach. In diesen Tagen der Trauer war er gegen Margarete wieder voll Liebe; seine Briefe waren in der letzten Zeit kurz und trocken gewesen.

Einige Wochen nach Herrn von Stettens Tode ereignete sich die Mordtat, deren Bernad verdächtigt wurde.

Trotz ihres Kammers über den Verlust des Vaters dankte Frau von Stetten Gott, daß dieser das Furchtbare nicht erlebt hatte. Sie war von der Unschuld des Sohnes überzeugt. Mit fieberhafter Unruhe erwartete sie das Ende der Verhandlung.

Es war einige Tage vor Weihnachten. Margarete kehrte müde aus dem Bureau heim; sie stieg langsam die vielen Stufen zu ihrer Behausung empor. Seit der Verhaftung ihres Bruders hatte Hans ihr noch seltener geschrieben, immer kürzer wurden seine Briefe. Margarete hoffte, ihn zu Weihnachten in Berlin zu sehen.

„Es muß klar zwischen uns werden“, sagte sie sich, „das ist ein unhaltbarer Zustand.“

Oben brannte schon die Lampe. Die Mutter saß in ihrer Trauerkleidung, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, am ovalen Tisch. Silberweiß schimmerte ihr Haar unter dem Witwenhäubchen hervor, stiller Kummer lag auf dem feinen Gesicht. Der Tod des Mannes, die Schmach des Sohnes hatten frühzeitige Kummerfalten um den Mund gezogen und die Stirn gefurcht. Hilde saß neben der Mutter und arbeitete an ihren Schulaufgaben. Sie wollte das Lehrerinnengamen bestehen, um selbständig für sich sorgen zu können. Ihre leichte Auffassungsgabe, ihr treffliches Gedächtnis halfen ihr schnell in der Klasse vorwärts.

„Margaretchen, da ist ein Brief für dich“, sagte die Schwester und hielt ihr das längliche, wappengeschmückte Kuvert hin.

Die Mutter hob den Kopf und streifte schnell mit den Augen das Gesicht der Tochter; es lag dabei ein Ausdruck von Sorge auf den Zügen Frau von Stettens.

Margarete wußte, von wem der Brief war. Sie kannte diese langgezogenen, charakterlosen Buchstaben.

In dem Stübchen, das sie mit Hilde teilte, steckte sie die Kerze an, dann las sie:

„Liebe Margarete! Es ist mir leider unmöglich, wie ich Dir versprochen, zu Weihnachten nach Berlin zu kommen, aber ich hoffe, zu Neujahr dort zu sein. Ich habe allerlei mit Dir zu besprechen. In Eile! Dein Hans.“

Das war alles. Kein liebendes Wort, keiner jener zärtlichen Sätze, die früher in seinen Briefen standen und die ihr Herz selig pochen machten. Mechanisch drehte sie die Blätter um, als müßte sie dort noch etwas Liebes finden.

Aber die übrigen drei Seiten waren leer. Sie zerriß den Brief in kleine Stücke und warf diese in den Ofen. Dann saß sie still im Dunkeln, die Kerze hatte sie gelöscht.

Drüben in der Dorotheenstraße waren die vielen Fenster des großen Hauses hell erleuchtet. Dort lebte der reiche Fabrikant Verfmier, dessen Vermögen man auf ein bis zwei Millionen schätzte. Heute gab er wohl wieder eines jener glänzenden Feste, zu denen man sich immer drängte. Equipagen fuhrten vor, verhüllte, in helle Abendmäntel gekleidete Damen stiegen aus, Offiziere gingen durch das Portal des reichen Hauses und gallonierte Diener liefen ab und zu. Margarete öffnete das Fenster. Kalte Schneeluft schlug ihr entgegen und kühlte ihr heißes Gesicht. Jetzt erklangen die Klänge eines Walzers; die Paare schwebten an den Fenstern vorbei. Es war derselbe Walzer, der an dem Tanzabend gespielt wurde, als sie sich mit Hans von Streblin verlobt hatte. Die Erinnerung daran packte sie; sie machte das starke Mädchen schwach. Den Kopf in beide Hände legend, weinte sie.

„Ich muß stark sein“, sagte sie sich, „die Mutter hat sowieso schon viel zu tragen; er ist meiner Tränen nicht wert!“

Sie wusch die heißen Augen und blieb noch einige Zeit im Zimmer, dann ging sie ruhig hinüber und sagte: „Hans schreibt, daß er zu Weihnachten nicht kommen kann.“ — Niemand antwortete darauf, nur Hilde schürzte verächtlich die blühenden Lippen und murmelte etwas vor sich hin, das niemand verstand.

Ja, es war, wie die Leute sagten, echtes, rechtes Weib. Auch über Berlin hatten die weißen, zarten Flocken prunkvolles Festgewand gebreitet. Die Häuser trugen hohe Lappen an jedem Mauervorsprung, an jedem Fries hat Schnee es sich bequem gemacht und groteske Gebilde geschaffen. Ein leichter Frost bei hellem Sonnenschein ließ die Kälte angeempfinden, stärkte die müden Nerven und gab den Menschen erhöhte Daseinsfreude, die ein schöner Wintertag mit sich brachte. Reges Leben herrschte in den Straßen Berlins. Autos und Kutschen eilten über den Asphalt, der vom Schnee gesäubert war. großen Schaufenster erstarrten in feenhafter Beleuchtung elektrischen Lampen, Käufer gingen mit Paleten und Körben hin und her; das frohe Weihnachtstreiben war in vollem Gange.

Eine schlanke, in Trauer gekleidete Mädchengestalt betrat eben das Bureau des großen Handelshauses Werner & Co. Es war Margarete von Stetten. Ihr sonst ernstes Gesicht hatte heute einen frohen Schimmer. Der Chef hatte die Weihnachtsgeschenke ausgeteilt, die ihre war über Erwarten große gefallen. Die Zwanzigmarkstücke klirrten hell, als Margarete in ihrem Täschchen barg. Noch mehr aber hatten die lobenden Worte des Chefs sie erfreut. Er hatte sie in sein Privatbüro gerufen und ihr gesagt, daß er von Neujahr an ihr Gehalt erhöhen und sie auch als Buchhaltergehilfin verwenden würde. Hilde hatte sie einige Worte des Dankes gesagt, da hatte der ehrwürdige, weißhaarige Mann ihre Hand herzlich geschüttelt, sie angesehen und gesagt:

„Mein liebes Fräulein, die Arbeit ist ein treuer Waffengegenstand. in schweren Stunden. Ich kenne das Schicksal Ihrer Tanten, es ist anzuerkennen, daß ein Mädchen Ihres Standes, das in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen ist, sich mit solcher Treue und Energie eine selbständige Stellung geschaffen hat.“

Diese Worte klangen Margarete in den Ohren, als hätte durch die Straßen eilte. Sie wollte für ihre Lieben einen Baumchen machen wollten; die Mutter hatte es so befohlen.

„Vater hätte es so gewollt“, sagte sie, „Hilke ist noch halb ein Kind und darf die Festfreude nicht entbehren.“

Margarete trat in ein Pelzwarengeschäft und kaufte für die Schwester eine nette Garnitur: Muff, Mäse und Tragetasche. weißem, flodigen Fell. Dann ging sie in einen Blumenhändler und bestellte für die Mutter mehrere Töpfe blühender Hyazinthen, Maiglöckchen und Alpenveilchen. Niemand hätte in dem geschleierten jungen Mädchen die noch vor kurzem so elegant gekleidete Dame erkannt. Margarete hatte den richtigen Liebeswenn sie ihre schönen Sachen im Bureau nicht trug; den vollen baren Pelz, die teure Plüschjacke, die sie vorige Woche dank beiseit erhalten hatte. Das paßte nicht mehr zu ihrer Enschul bei Werner & Comp., wo sie als Arbeiterin mit so viel tägliche Brot angestellt war.

Ja, der Chef hatte recht: der treue Waffengegenstand in schweren Stunden war die Arbeit. Sie half auch ihr über den still getragenen Kummer hinweg, über die brüderlichen um den Bruder, über die veränderten Lebensverhältnisse erzählte.

Frisch und mit geröteten Wangen trat sie in das Zimmer zur Mutter, die eben einen Brief las.

„Mutting!“ rief Margarete erfreut, „denke dir, es genügt!“ Sie erzählte ihre Unterredung mit dem Chef.

Frau von Stetten freute sich mit ihr, aber gleich darauf schied der Schatten, der sie nicht mehr verließ, wieder über ihre Züge. „Wie wird es mit Bernad werden“, sagte sie leise.

Margarete umfing die Mutter mit den starken, jugendlichen Händen und zog ihren Kopf liebevoll an sich. Sie sprachen montär hatten dieselben sorgenden Gedanken.

Hilke kam hereingestürzt. Noch im Vorzimmer jubulierte sie: „Gretchen, Mutting, die Schule ist geschlossen, hier ist Zensur!“

Diese war ausgezeichnet ausgefallen. Die Arme der Schwester umschloßen Hilde warm.

Dann las Frau von Stetten ihren Brief. Er war von der Schwester, einer alten, unverheirateten Dame, die in der Stadt lebte. Sie schrieb, daß sie daran denke, nach Berlin zu kommen.

Tante Dörchen war den Stettenschen Kindern wohl bekannt. Oft war sie früher nach Berlin gekommen; wenn die Mädchen verheiratet waren, hatte sie Mutterstelle bei ihnen vertreten. Hilke war eine verwachsene, alte Jungfer, nicht schön von Angesicht, bis auf die freundlichen, blauen Augen, die das runzlige Gesicht erhellen. Von Hans aus wohlhabend, hatte sie den größten Teil ihres Geldes allmählich bedürftigen Verwandten und Bekannten gegeben, immerhin besaß sie noch einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens.

Aufrichtig freuten sich Frau von Stetten und ihre Kinder über die gute Nachricht. Sie besprachen, daß Tante Dörchen mit der

eben leer stehende Quartier auf demselben Flur haben könne; sofort schrieb Frau von Stetten und bat um telegraphische Nachricht, um mit dem Hauswirt alles abmachen zu können.

Es schien, als ob dieser ereignisvolle Tag nicht zu Ende gehen sollte ohne noch etwas Überraschendes zu bringen. Als es dunkelte, ließ es leise an der Vorhaustür; so schellten die Bettler, die keine Gabe erbaten.

Margarete öffnete. In dem Zwielicht erkannte sie den Mann, der vor ihr stand; dann, als sie genau hinsah, der Ruf: „Bernd, du bist es!“

Er wandte und trat ein.

Frau von Stetten hatte die Worte der Tochter gehört. Sie lief auf den Sohn zu und zog ihn in den Lichtkreis des Bohnens. „Bernd, mein Sohn, frei, frei!“ Sie rief es jubelnd. Er war auf einen Stuhl niedergefunken, sein Hut fiel zur Seite. Die Arme der Mutter lagen um ihn, und wie ein müdes Kind suchte er das Haupt an ihre Brust; ein tränenloses Schluchzen durchdrang ihn. Margarete stand an seiner anderen Seite und hielt ihn vor sich; alle seine Lieben hatte er wieder.

„So sprich doch, mein Junge“, flüsterte die Mutter ängstlich. Er kämpfte schwer mit sich.

„Gottlich rang es sich mühsam über seine Lippen:

„Mutter, Schwestern, frei aus Mangel an Beweisen.“

Die freudschmetternd fielen die Worte auf die noch eben froh

gen.

„Komm“, sagte Frau von Stetten, „wie kalt du bist, du sollst dich

erwärmen, Trina soll gleich Kaffee machen, Gretchen Sorge dafür.“

„S“, dann saßen sie unter der Hängelampe im Speisezimmer. Bernd

schielte sich mit müden Blicken um. Wie lieb und vertraut ist alles!

„Sind die alten Möbel aus seiner Kinderzeit. Das mutet

als heimlich an nach der öden Zelle, in der er die letzten Wochen

in einem. Seine Augen fielen auf das große Bild seines Vaters.

„Beschleicht ein Stöhnen aus seiner gequälten Brust, und er ver-

beugte den Kopf in beide Hände.

„Ist nie verändert ist ihr stattlicher Sohn: die stahlkräftige Gestalt

„S“, mangellos, die Hände abgemagert, in den Augen der

luste und der Verzweiflung und in dem dunklen Haar weiße

Stragaden.

„Lust und das haben sie aus dir gemacht, mein armes Kind“, sagte

„Mutter weinend.

„Denken gebrochenen Menschen! Einen, der nie wieder das Haupt

„S“, elegehen darf!“ rief Bernd aufspringend. „O Mutter, hätten

„S“, lieber zum Tode verurteilt, ich hätte es ihnen gedankt!“

„S“, du von Stetten zieht ihn auf den Stuhl zurück.

„S“, willst du nicht sprechen, mein Junge. Wir glauben an

„S“, der Anschuld, sie wird an den Tag kommen — früher oder später.“

„S“, viel schüttelte nutzlos den Kopf.

„S“, sagte er mit schwerer Betonung, „nein.“

„S“, in sie haben den Sachverhalt in den Tagesblättern gelesen,

„S“, den den alles.

„S“, den sich, nachdem er sich etwas gefaßt hat, rafft Bernd sich

„S“, knifflig erzählt den Seinen folgendes:

„S“, das traf den Waldhüter Tschibulski um elf Uhr am 20. Oktober

„S“, de von Gravnika. Schon lange hatte ich den Mann auf

„S“, es genommen wegen seiner Niederlichkeit und Trunksucht, auch

„S“, bringend verdächtig, Wilddieberei zu treiben. Schon einige

„S“, traufbaren wir hart aneinandergeraten, doch hatte ich mich

„S“, immer beherrscht und meine Heftigkeit überwunden. Seit

„S“, er leistungsmäßig ich meinen Hirschkänger. Es war mir ein schmerz-

„S“, ngenverlust, weil der Vater ihn mir beim Antritt meiner Stelle

„S“, en montär geschenkt hatte; mein Name befand sich auf dem

„S“, graviert. — Als ich unweit der Landstraße am 20. Oktober

„S“, Tschibulski traf, kam es zwischen uns zu einem Wortwechsel.

„S“, hier ihm vor, daß er ein Wildbiß sei und auch sonst ein

„S“, ih. Wir sprachen laut und heftig. Da sah ich den Pferde-

„S“, der Schmutz vorbeifahren, der mußte den Streit gehört

„S“, Ich war nahe daran, den Tschibulski zu schlagen. Du

„S“, ar, Mutter, wie heiß mein Zorn emporkwallt, aber dieses Mal

„S“, in ich ihn; ich dachte an dich; du warst mein Schutzengel.

„S“, in zuhloß im stillen, bei dem Inspektor vorstellig zu werden,

„S“, wohnen wüßten Menschen fortjage. Ich hatte an dem Tage

„S“, die Walde, ziemlich weit von der Landstraße, zu tun. Ich

„S“, reizte eilig, darum ließ ich den Tschibulski stehen und ging

„S“, von Arbeit nach. Wie es meist bei so heftiger Erregung bei

„S“, zügig sein pflegt, bekam ich Nasenbluten; auch das wurde zu

„S“, den gravierenden Verdachtsmoment gegen mich. Ich muß

„S“, und ein blutbesudetes Taschentuch aus Versehen vorbeigekickt

„S“, hnlich man fand es später, etwas von der Stelle entfernt, an

„S“, den Waldhüter getroffen; mein Rod hatte ebenfalls einige

„S“, ihren bekommen. Ich war bis zur Dämmerung allein im

„S“, te mit dem Bezeichnen der gefällten Stämme, dem Notieren

derselben und den Vermessungen beschäftigt. Auch sah ich Wild- fährten, und da ich ein leidenschaftlicher Jäger bin, spürte ich ihnen nach. Als ich nun ahnungslos nach Gravnika zurückkehrte, da — da — wurde ich verhaftet. Man hatte die Leiche gefunden, mein Hirschkänger lag nebenbei, man fand auch das blutige Taschentuch — alles zusammengekommen: ich war der Mörder!“

Er schloß schwieg Bernd und starrte vor sich hin. —

Es ist später Abend. Nun ist Stetten in seinem Zimmer und blickt hinaus. Am Himmel strahlen die Sterne, aber kein Licht fällt in die wunde Seele des Mannes, dem die Ehre abgeschnitten ist, jenes hohe Gut des Menschen. — Er fühlt eine bleierne Müdigkeit. Ach! Schlafen! Vergessen auf kurze Zeit wenigstens! Er entkleidet sich langsam. Über seinem Bett hängt der „tröstende Christus“, der den vor ihm knienden Jüngling liebevoll umfaßt. Himmelsche Wölbe leuchtet aus des Heilandes Zügen.

„Das hat die Mutter getan“, denkt Bernd.

Seine Kammertür öffnete sich vorsichtig. Sie steht vor ihm seine gute, treue Mutter. Er streckt die Arme nach ihr aus. Da kniet sie an seinem Bett nieder und betet mit ihm, wie sie es einst mit dem Knaben getan. Etwas wie Friede kommt in sein zerissenes Gemüt, als sich die milde Frauenhand segnend auf seinen Scheitel legt.

Sie bleibt noch eine Weile bei ihm, bei ihrem armen Kinde, bis er einschlüft. Dann löscht sie das Licht und tritt an das Fenster. Ein heißes Flehen ringt sich empor, ein heißes Flehen, daß der Herr droben die Unschuld ihres Sohnes ans Licht bringen möge.

Bald nach dem Weihnachtsabend erkrankte Bernd an einer schweren Influenza mit hohem Fieber und besorgniserregenden Erscheinungen. Er war während der vorangegangenen Tage still und in sich gekehrt gewesen; eine große Apathie war über ihn gekommen. Er glich einem Menschen, dem der Lebensnerv durchschnitten ist und der den Mut zum Weiterleben nicht mehr besitzt.

Sorgenvolle Tage folgten, die Mutter und die Schwestern pflegten ihn aufopfernd. Die große, feierliche Erregung, die Er-laltung nach dem Schluß der Gerichtssitzung, das Liegen im Schnee, endlich die lange Nachtfahrt mit dem auf jeder Station anhaltenden Zuge, zuletzt die vielen Stunden des Wartens in Berlin, bis das Dunkel ihm kein Erkennen durch frühere Be-kannten brachte, das alles hatte ihn auf das Krankenlager nieder-geworfen. Er war oft nicht bei Besinnung, redete wirres Zeug, und die letzten Vorkommnisse spielten eine Hauptrolle in seinen Fieberphantasien.

Der herbeigerufene Arzt war einige Tage ernstlich besorgt; endlich schien Besserung einzutreten. Eines Morgens erwachte Bernd, die hohe Temperatur war gesunken, und er blickte klarer um sich. Die Mutter beugte sich über ihn und strich liebevoll über sein eingefallenes Gesicht.

„Nun, mein Junge“, sagte sie, „es geht gottlob besser, aber es waren schlimme Tage, es hätte böse enden können.“

Er schloß leise, dann sagte er mit müder Stimme:

„Hätte ich doch sterben können! Warum riefst ihr mich zum Leben zurück, Mutter?“

„Still, still, mein Kind“, tadelte Frau von Stetten. „Denkst du denn nicht an mich? Nein, nein, ich kann dich nicht hergeben!“

Er lag eine Weile still da und blickte zu dem Bilde des trös-ten Christus empor; seine Lippen bewegten sich wie im Gebet.

Es war am Silvestertage gewesen, als es am bedenklichsten um Bernd gestanden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Scharfschütze.

Kriegserzählung von Max Karl Dittcher-Cherniſ.

(Nachdruck verboten.)

Krieg, bist ein ernster Gesell! — Bringst Leid und Weh über Welt und Menschheit, und wo du ein Lachen siehst, einen Frohsinn spürst, wischst du mit deiner breiten roten Faust darüber hin und machst es stumm, das Lachen, und löscht den Frohsinn aus und setzt Tränen an ihre Stelle. Krieg, bist ein vornehmer Gesell! — Alles duckt sich und beugt sich vor dir — Gefrönte und Knechte sind deinem Willen untertänig und fürchten deine Faust und die deiner Gefolgschaft.

Hast finstere Trabanten, und wo sie durch die Gänge streichen, da flüchtet alles in wilder Hast in Schlucht und Kluft, und was zurückbleibt, blickt mit scheuem, schiefem Blick nach ihnen — und stirbt dahin. Not und Tod, Hunger und Seuche — das sind die finsternen Herren deiner Gefolgschaft, und Wüstenei und Trümmerstätten, Grabhügel und Brandsäulen zeigen ihren Weg, den sie gegangen. Krieg, bist ein finsterner, ernster Gesell!

Das sand nun Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer nicht. Sei es nun, daß sich das Schicksal ob seines sonderlichen Namens bei seiner Geburt gefreut und ihm ein riesengroßes Bündel Froh-

sinn in die Wiege gelegt, oder sei es, daß Karl Ferdinand Traugott nebst einer alten, schwarzen Holzlade und eines kleinen verräucherten Bildes von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, von seinen Vätern wirklich nichts weiter geerbt hatte als unverbüßlichen Humor und ein nie verzagtes Herz, — kurz, Herr Wurmbeißer war allzeit fidel, wußte nicht, was Not und Sorge ist, denn er machte sich weder das eine noch das andere, und wer in sein ewig lachendes Antlitz sah, dem schien das Leben doch nicht so trüb zu sein, als der gewöhnliche Sorgenmensch stets denkt.

Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer war kaum ein Meter fünfzig groß, stammte aus Oberfiedelbach im Gebirge und war seines Zeichens Barbier und Haarschneider.

Ein Armhäuslerbub, der nie Vater und Mutter gekannt, war er in seinen Kinderjahren von einem Bauern zum andern geschubt worden, bekam hier ein Süpplein und dort einen Apfel, und fand für sein kleines, schwächliches Körperchen überall einen Winkel zum Unterschlupf.

Er lebte sich selbst zur Freude, pfiß und summt den ganzen Tag, — stand sich mit dem alten Dorfschulmeister gut, weil er ihm die Gänse hütete und weniger Apfel stahl als die andern Dorfbuben, und ging bei Fridolin Scherer, so hieß der Herr Magister, immer aus und ein und lernte bei ihm mehr, als er

nünftige Menschen auslachen und sagen: „Wozu brauchst du dummer Bub Französisch zu lernen?! Wirst doch bloß ein dummer Bauernknecht!“ Und überall im ganzen Dorfe

Karl Wurmbeißer lachte und gefällig. Schneider trug er die tigen Hosen aus und Bäder die Semmeln so bekam er hier Broden und da etwas was er fand, das machte er und trug es zum Kauf von dannen. Anders hatte er es auf Eisen, wie Nägel und eisensteife, abgefeht was er fand, trug er Schmied, und die nige, die er dafür sparte er und in Jahr wurden aus Pfennigen Mark und ler, und schließlich, die erste heilige Atonion empfing, waren seiner Pfennigsammlungen zehn harte Taler geworden. Und als er in Schule entwachsen fragte ihn Schulze: Knirps, was willst du werden? Bist kaum Nase hoch und die Scheuergras!“ Und das Büschlein trennte



Einzug deutscher Soldaten, mit Maschinengewehr auf dem Rücken, in ein polnisches Quartier.

anschaute, sagte er: „Kannst weder Schmied noch Knecht werden. Ich weiß ja was, aber ob's für dich taugt, das weiß ich nicht.“
„Und das wäre, Herr Vormund?“
„Ein Schneiderlein. Bei Meister Zint in Niederschneide da könnt ich dich unterbringen.“



Eroberung einer französischen Fahne. Nach einer Zeichnung von Walter Heubach.

eigentlich als Armhäuslerbub beanspruchen konnte, ja sogar einige Broden Französisch, die er hernach im großen Krieg recht gut gebrauchen konnte und wodurch bewiesen wurde, daß einer in der Jugend nie zu viel lernen kann, selbst wenn ihn unver-

Da lächelte Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer ein schiefes Maul, dann sagte er: „Mit Verlaub, Herr Wurmbeißer, aber zu Meister Zint spür ich schon weniger Lust. Der hat ja, der haut! Und die Elle ist alleweil gar so hart. Aber

rauch
ß ma
Dorfe
ßer b
llig.
er di
s und
mieln
hier
etwa
as fan
es zum
en. S
es auf
el und
efehen
rug e
die
afür b
in Jo
aus
rt und
gliche
ge Sto
ware
igfamm
aler
er nu
achfen
hulze:
illst d
kaum
d dü
Und
n tren
echt m
ich
erschne



Vom neuesten Kriegsschauplatz: Italienische Alpenjäger im Hochgebirge.

er Vormund nichts dagegen hätten, ein Barbier und Haar-
ber tät ich schon werden."

Und so kam er nach Kirchstein, dem Kreisort, und der Schulze
er Magister, der ihm seine zehn Taler im Schnupfstuche
gab, und sein altes verräuchertes Bild von Prinz Eugen,
den Ritter, das Erbe seiner Väter, das der Knirps durch-

aus nicht missen wollte, gingen
mit ihm von Vader zu Vader
und keiner mochte das kleine
Bürschlein aus dem Armenhäusle
von Oberfiedelbach in Brot und
Lehr nehmen. Da setzten die bei-
den Herren den kleinen Wurm-
beißer im Gasthof zur „Blauen
Libelle" ab und machten sich auf,
bei einem Kaufmann oder sonst-
wo für den Armenhäuserbuben
eine Lehrstelle zu finden.



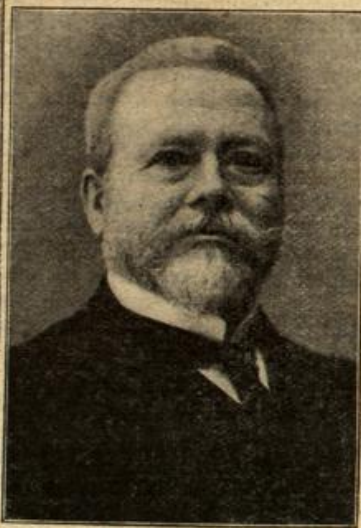
Waffenarbeiter zum Leutnant.
(Mit Text.)

in kleinen Buben aber
im Gasthause bald die
lang. Er sah sich nun
in Kreisstadt ein wenig
kam just gerade dazu,
großer, wilder Flei-
ein kleines zehn-
Mädel anfiel und es
warf und wohl arg
hätte. Aber Karl
Traugott, der sich
vor einem Hund ge-
sprang dazu, und da

er auch keine Waffe und keinen
Stod hatte, hieb er mit dem
langen Strumpf, in dem die
zehn harten gesparten Taler
steckten, gar heftig zu und
kämpfte wie weiland Jung-
Roland gegen den Riesen, bis
ihm große Leute zu Hilfe kamen.

Das Mädel aber kam mit
dem Schrecken davon und er
mit einer blutigen Hand und
einer zerfetzten Hose.

Ei weiß! Und es war doch
seine Sonntagshose, von dem



Professor Hermann Knackfuß †.
(Mit Text.)

Frauenverein zu Oberfiedel-
bach gestiftet.

Dem Ritter war bange,
denn der Herr Vormund kam
hinzu, und da er noch immer
keine Stelle hatte für Jung-
Wurmbeißer, machte er ein
gar grimmig Gesicht, und da er die neue zerfetzte Hose sah,
schwang seine Zornader gar gewaltig.

Aber unverzagte Ritterlichkeit hat sich noch immer gelohnt!
Der Vater des von Karl Traugott Ferdinand erretteten Mädels
kam hinzu, und siehe da, es war der Theater- und Hof-
frisier Alois Winter. Der nahm jetzt den waderen Helfer zu sich in
sein Haus und von ferne folgten Schulze und Magister.

Als der dankbare Vater vernahm, daß das Bürschlein Barbier
werden wolle, schmunzelte dieser und sagte: „Da kann Rat ge-
schafft werden. Wenn dir der Hof- und Theaterfriseur Alois Win-
ter als Prinzipal nicht zu gering ist, so tritt nur ein bei ihm.“



Ein deutsches Reserve-Jägerbataillon im Osten geht in Stellung.

Und Herr Alois Winter hat es nie zu bereuen brauchen, daß er den Oberfiedelbacher Armenhändlerbub zu sich in Brot und Lehr genommen. War ein feiner Lehrbub, flink und gewandt, und anständig und geschickt, hatte auch das Maul nicht in der Tasche, hing es aber auch nicht auf die Latten und ließ es schnattern — war ein ganzer Kerl und fidel — fidel!! Ihr macht euch keinen Begriff.

Jeder der Kunden, sei es nun, daß es der Herr Kreisrichter oder der Herr Grefutor oder der Hofvieharzt war, alle, alle wollten von Wurmbeißer geschabt sein oder ihren Galascheitel von ihm gezogen haben.

Und als gar im Jahre 1911 die prinziplichen Herrschaften auf Schloß Kirchstein kamen und der Lehrbub Wurmbeißer schon längst den Gefellenbrief in der Tasche hatte, da mußte er sogar zwei Wochen lang alltäglich auf das Schloß, dem hohen Herrn seinen durchlauchtigen Bart abzuschaben, und Dienerschaft wie Hofleute hatten ihn gern und nicht zuletzt die prinziplichen Herrschaften selbst, denn er war keiner der Schüchternen, die vor Stachbudelei nicht zu Worte kamen, sondern er war frisch und frei in Wort und Benehmen und spakte gerade so, wenn er Seine Durchlaucht rasierte, als sei es Doktor Brintmann, der Landarzt, den er unter dem Messer habe, oder der lustige Koptäuscher Wiedemüller.

Daß er von so auffällig kleiner Statur war, schien ihm nicht den geringsten Kummer zu bereiten, und wenn er von großen Kameraden aus der Junst wegen seines Zweifellenmaßes gehänselt wurde, da lachte er die Spötter aus und rief:

„Ja, Kinders, klein bin ich wohl, dafür werde ich aber auch nicht Soldat! Und ihr, ihr spaziert zwei Jahre in Samaschen umher oder gar drei und müßt euch von jedem Korporal einen Gel heißen lassen.“

Und als er zur Stellung ging, der Knirps, und die Großen und Starcken ein finster Gesicht machten, da lachte er und riß Witze und sprudelte vor guter Laune. Wußte er doch, daß die preussische Kommission solche Knirps wie er verächtlich zurück-schieben würde.

Wußte er es wirklich?! Oder wußte er nicht, daß die Nachbarn jenseits des Rheins und des Kanals und die Russen im Osten schon längst ein mißgönig Auge oder deren zwei auf Deutschlands ausblühenden Wohlstand geworfen, und daß alle die Edlen im Westen und Osten und in Britannien herzlich gern einmal in Berlin gekrüßt hätten?!

Und wenn Deutschlands Nachbarn schlechter Laune sind, dann braucht Seine Majestät Soldaten!

Also Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer kam auch an die Reihe, sich der Kommission zu zeigen.

Wie alle anderen auch, mußte er in das Nebenzimmer vom großen Saal im Gasthof zur „Blauen Vögelin“.

Heiter, wie er war, und lustig wie ein Laubfrosch zur Himmelfahrt, kam er vor die Herren hingesprungen.

Der Wachtmeister verlas: „Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer, geboren am 21. August 1894 in Oberfiedelbach. Barbiergehilfe in Kirchstein.“

„Wie heißen Sie?“ fragte der Oberarzt.

„Wurmbeißer, Herr Generalarzt.“

„Na, na, mein Sohn, laß mich nicht so plötzlich avancieren! Möchten Sie gern Soldat werden?“

„Möcht schon, aber es geht halt nicht.“

„Oho, Herr Wurmbeißer.“

„Beißer, Herr Stabsarzt, — bloß — Beißer.“

„Na, ja, dann Wurmbeißer. Also warum geht es nicht?“

„Ich bin zu klein.“

„Klein — aber fein! Und Majestät freut sich auch über einen kleinen Soldat, wenn er nur brav ist!“ Und als er ihn untersucht hatte, rief er dem Schreiber zu: „Tauglich! Infanterieregiment Nr. 1.“

Und nun stand er wieder draußen unter seinen Kameraden. Und ihr meint, er sei ganz zerstimmt gewesen ob seiner Aushebung?! Da kennt ihr Karl Ferdinand Traugott aber schlecht. Gelacht hat er — gelacht über das ganze Gesicht und hat darum getanzt und gejubelt: „He, ich darf des Königs Rock tragen! Ich darf mitmarschieren und an dem kommenden Krieg teilnehmen.“

Zwei Tage vor dem Einrücken in die Kaserne.

Auch Leberecht Merkel, der Fleischergeselle und Freund Wurmbeißers, war ausgehoben worden. All die letzten Tage von der Aushebung an bis zum Einrücken war der Fleischergeselle trübsinnig gewesen. Nicht, weil er die Soldaterei fürchtete, nein, er hatte ein altwäddlich Mütterlein daheim im Bergdörfel, dicht bei Oberfiedelbach. Das mußte er erhalten, wie es eines Kindes verdamnte Pflicht und Schuldigkeit ist, und wußte nun nicht, wie er dem Mütterlein auch fernerhin etwas zum Beißen verschaffen konnte. Und sein Gesuch um Befreiung vom Militär war abgelehnt worden. „Zu Rücksicht auf die erschwerte politische

Lage und den erhöhten Bedarf von Mannschaften abgelehnt. So hatte in dem auf das Gesuch zurückgekommenen Schreiben vom Kreisamt gestanden. Und wenn der Freund in Not und Sorgen, dann blieb auch dem guten Wurmbeißer das Lächeln der Kehle stecken. Und er ging am vorletzten Abend vor Einrücken zu Freund Leberecht Merkel und hatte ein ganz wichtig Päcklein im Hosensack.

„Nun sei mal nicht mehr traurig, Leberecht, und freu dich auch ein wenig auf die Soldaterei.“

„Hast gut reden, Karl! Du hast keinen Anhang, sagst: Herr Meister, ade, Frau Meisterin! und ziehst fort. Aber ich? Die ersparten dreißig Taler hab' ich dem Schmied gegeben, dem das Häusle gehört, darinnen ich wohnte, und vier Jahre will er sie für das Geld drin lassen. Nun hat sie wenigstens ein Dach überm alten Kopf. Aber leben muß sie halt doch auch, und was soll ich meiner Pöhnung sparen?“

„Geh', davon kannst du nichts sparen. Aber leben soll's Mutterle, und übermorgen in der Kaserne auf Wiedersehen! Und er stülpte das Sacktuch um und klirrend rollten die hundert Taler auf den Tisch, und ehe der Freund seinen Staunen aufgerissenen Mund zullappen konnte, war Wurmbeißer hinaus und fort.

Nun stand er auf dem Kasernenhof, ob seiner Kleinen zwölften Kompagnie zugeteilt, und fand das Soldatenleben einzig schön. Erst lernt er laufen wie ein Baby, Schritt, dann lernt er marschieren: links zwei, links zwei, zwei, drei, vier. Hei, wie die Beine flogen und wie das Lächeln, wenn auf den Schlag der großen Trommel alle hundert und aber hundert linke Beine niederstampften!

Freilich, leicht war der Dienst nicht, aber dafür ist eben daterei auch keine Sommerfrische und Erholungskur, so daß

Und wenn der Herr Korporal einmal wettete und aufzessen wollte, da zog ein so seliges Lächeln, nicht ein häßliches oder häßliches, das da reizt, über Wurmbeißers freundliches Gesicht, daß der Herr Korporal mitten in seinem Zorneschwall inne und einen großen Punkt hinter seine Straspredigt machte halb in Wut und halb in Zufriedenheit den Rekrut Wurmbeißer anschrif: „Du, Seifenpatsch, dir geht's wohl recht gut?“

Und der Rekrut antwortete stamm: „Ja wohl, Herr Sergeant. Und das Ungewitter war vorüber und Wurmbeißer dachte

stillen: „Warum soll ein Korporal nicht auch mal schlechte haben?! Geht's ihm doch nicht gar so gut, denn Ärger viel bei dreißig Rekruten, dafür aber gar wenig Lohn!“

Und wenn die Mannschaften des Abends in ihren Zimmern saßen und stikten und pukten und die Gewehre reinigten, da es Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer, der über des Laß und Mühsal weghalt, der ein lustig Liedel anstimmte, Mummenschanz veranstaltete oder ein paar Taschenspielerstücke zeigte und sogar aller Ecken und Enden einen Streit führte und hier und da den Schiedsrichter spielte. Er wurde gute Geist der Kompagnie und war bei allen, Rekruten alten Mannschaften, gern gesehen.

Besonders gern hatte ihn sein Hauptmann Langhelf, schon längst gemerkt, welch günstigen Einfluß der Barbier die Mannschaften ausübte.

So wäre das Soldatenleben für Rekrut Wurmbeißer ein Dorado gewesen, wenn es beim Militär etwas nicht gehätte, was sich nun in der Tat bei keinem Militär der Weiden läßt: das Schießen!

Kurz gesagt: Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer aus fiedelbach war ein schlechter Schütze, war ein hundsmiter Schütze, und jeder Dorfjunge traf mit einem Stein eher Apfel vom Baum, als Wurmbeißer mit seinem Gewehr Scheunentor.

Das betrübte ihn nun anfangs sehr, aber als der Haupt der alle möglichen Versuche mit ihm angestellt hatte, er

„Er kann es nicht, er hat keine Begabung zum Schießen seiner sonstigen vorzüglichen militärischen Eigenschaften!“ er sich endlich auch zufrieden und sagte zu den Kameraden: auch sein Gutes, daß ich nicht treffe. Da hab' ich, falls mal wird, kein Menschenleben auf dem Gewissen!“

Und es wurde Krieg. An den Straßenecken und in den Städten an den Anschlagäulen und auf dem Dorfe beim Wäldchen hingen eines Abends große weiße Zettel. Da stand in fetten Lettern oben drüber:

Mobilmachung.

1. Mobilmachungstag ... 2. August.

2. Mobilmachungstag ... 3. August.

so weiter die ersten fünf Mobilmachungstage.

Was steht ihr Leute und glockt den Zettel an?!

Ja, ja, glaubt's nur, das ist Krieg! — Nun ist er mit einem

gekommen, der finstere, ernste Gesell! Für die, die den

der Welt mit offenen Augen verfolgten, ja längst erwartet.

Und nun hab ein emsig Treiben an in deutschen Gauen.

alles hatte die Hände voll zu tun.

Der Pfarrer stand Tag und Nacht im Gotteshaus, um schnell

zu trauen, was sich verlobt hatte durch Spruch und Klingeln,

klein und Weiblein eilten und tauchten ihren Jungens, wenn

noch erreichen konnten, ein Päcklein oder ein Stück Geld,

einen Segen und einen Kuß mit auf den Weg zu geben.

Und die, die kein Viebes mit im Heere hatten, saßen von Stund

und nähten und strickten für die braven Jungens draußen

sch. Es war eine große, eine heilige Zeit!

Und in Oberfiedelbach machte sich gleich der alte Magister

sein Scherer auf, schloß den großen kirchholzenen Sekretär

entnahm ihm seine Sonntagsperücke und zehn harte Taler,

kleine hübsche Tabatspfeife und ein kleines, französisches

Werbuch, uralt, und aus der Mutter Strickforb raubte er ein

neue, wollene Soden, die Frau Magister erst gestern für

vertiggestrickt hatte, und lief nach der Stadt.

War ja nicht der einzige, der am Kasernentor stand und

ete, bis für die Besucher ein knappes Stündlein geöffnet

te. Und als er drin stand in Stube neun der zwölften Kom-

te, da drückte er dem Rekruten Wurmbeißer die Hand und

mit zitternder Stimme: „Leb' wohl, Karl! Bist allzeit, gerad

sein Vater selig, ein braver Bursch gewesen, und bleib' es

im Kriege. Vergiß nicht, wenn du als Sieger in ein frem-

dorf kommst, daß du kämpfst, aber nicht gegen Weiblein und

er und ehrbare Leut im schlichten Bürgerwams. Und wenn

eine Kugel trifft und du abscheiden mußt, vergiß nicht, bei-

guten Vater und auch Mariele, dein Mütterlein, vom alten

ein Scherer zu grüßen. Er läme auch bald.“

Und nun wandte sich der gute Alte ab, denn zwei große

en rollten ihm über die Wangen, die mageren, und er drückte

in Schul- und Gänseub von ehemals beide Hände und ging

ließ absichtlich das Päcklein liegen, darinnen sich die guten

aus dem kirchholzenen Sekretär befanden.

Und Wurmbeißer begleitete ihn bis an das Kasernentor und

„Bester Herr Magister, Sie glauben nicht, was ich für

Freud' hab, daß ich Ihr Angesicht, Ihr gutes, noch einmal

at. Nun geh' ich noch einmal so gern in den Krieg. Bloß

ut mir in der Seele weh, nämlich, daß ich droben Euren

an meinen Vater und Mutter nicht ausrichten kann, dies-

sch nicht, denn ich bleib' trotz Krieg und Franzos noch ein

Jährchen hier drunten, Herr Magister. 's ist doch allweil

schön auf Erden! Und grüßen Sie mir den Schulzen recht

sch, und wenn Sie mir eine rechte Freund' machen wollen,

den Sie ab und zu mal nach Dürrnhäusen, wo im Häusel

holer-Schmiedes Frau Merkel, das uralte Mütterlein meines

des Leberecht, wohnt und schauen Sie mal mit nach dem

an! Ein Gotteslohn ist's, was Sie sich dabei verdienen.“

Und dann ging's in großen Schritten wieder hinaus in die

Wachstube, denn in zwei Stunden sollte das Regiment

den. Und so eilig hatte es der Rekrut Wurmbeißer, daß er

er Treppe seinen Hauptmann anrannte.

„Na, Wurmbeißer!“ Und der Hauptmann blickte in das

übliche Gesicht und in die strahlenden Augen seines Klein-

rekruten. „Nun, keine Angst vorm Krieg?“

„Nun, leicht möglich, daß Sie nicht wieder kommen,

den. Im Kriege schießt man nicht mit Plazpatronen.“

er machte sich noch einen Spaß und sagte: „Ich denke

bran, Wurmbeißer. Da Sie mit Ihrem Gewehre doch

treffen, werde ich Sie zurücklassen. Wir brauchen Leute

es Garnison-Wachtkommando.“

Und dem kleinen Rekruten die helle Angst auf dem Ge-

schrieben und er stotterte: „Herr Hauptmann, aber die

werden mir der Herr Hauptmann doch nicht antun?!

„Ich allweil ein braver Soldat gewesen, hätt' ich gemeint,

enn ich auch keinen treff' mit der Kugel, aber, Herr Haupt-

man kann doch auch — ich meine — die Franzosen kommen

sch so nahe, daß man sowieso nicht schießen kann, — Na,

de ich schon meinen Mann stellen!“

Und er glühte vor Kampfeslust und Begeisterung, und der Hauptmann schmunzelte und sagte: „Weiß schon, weiß schon, Wurmbeißer. Und Sie müssen mit. Solche Leut, wie Sie einer sind, hat der König noch keinen zu Haus gelassen!“

(Schluß folgt.)

Ausbrechen der Früchte bei überreichem Behang

Stolz und Freude schwellt das Herz des Gartenfreundes, wenn er im Frühjahr bei der Besichtigung seiner Obstanlagen die mit Knospen und Blüten strotzenden Obstbäume betrachtet. Seine ästhetischen Gefühle paaren sich mit den praktischen. Im Geist berechnet er sich schon den möglichen Gewinn, den er aus den Erträgen einer so viel versprechenden Kultur unter Umständen herausziehen kann. Doch es wäre nicht gut, wenn jede Blüte zur reisenden Frucht würde. Dies könnte nur auf Kosten des Baumes und der Früchte geschehen. Früchte, die zu zahlreich am Baume hängen, bleiben immer klein; aber ein Zentner großer ausgewachsener Früchte ist mehr wert als zwei Zentner kleiner Früchte. Wir nehmen daher einen Teil der Früchte weg und der dadurch gewonnene Nahrungsüberschuß wird den überbleibenden zugute kommen, und diese werden um so größer und schöner werden. Durch das Auslichten werden auch die Zweige mehr gesont, und es können sich die Fruchtknospen für das nächste Jahr besser ausbilden. Durch richtiges Beschneiden verhüten wir sowieso schon einen übermäßigen, den Baum erschöpfenden Ansaß.

Die Blüte der Obstbäume ist aber oft eine so reichliche, daß auch nicht der zehnte Teil der Blüte zur Ausbildung gelangen darf. Doch die Natur hilft sich auch hier zum Teil schon von selbst durch selbsttätiges Auslichten. Sind die meisten der Blütenblätter gefallen, so lassen sich schon an den Fruchtbüscheln einige Früchte erkennen, die besser entwickelt sind als die übrigen; die zurückbleibenden schlechter entwickelten Fruchtlücken fallen bald ab, da sie unbefruchtet blieben. Man darf daher nie zu früh mit dem Auslichten beginnen. Erst wenn die Früchte etwa die Größe von Haselnüssen erhalten haben, beginnen wir mit dem Auslichten derjenigen Früchte, die in der Entwicklung etwas zurückgeblieben oder verkrüppelt sind. Dieses Auslichten der Früchte darf jedoch je nach dem Umfange des Baumes nicht auf einmal erfolgen, sondern in Zeitabschnitten von 14 zu 14 Tagen. Die einzelnen Früchte ziehen eine Menge Nahrung an sich, und ein plötzliches Auslichten einer größeren Menge Früchte kann eine Störung zur Folge haben. Beim allmählichen Auslichten nehmen die verbleibenden Früchte die Nahrung mit auf und entwickeln sich zusehends. Im allgemeinen rechnet man bei dem Spalierobstbau auf den laufenden Meter Spalierarm 15 kleine, 10 mittlere oder 5 große Früchte. Ist der Fruchtanlaß nicht übermäßig stark, so werden nur die beschädigten und verkrüppelten Früchte entfernt.

E. Fusch.

Zeitvertreib

Die Zitrone als Elektrizitätsquelle.

Um elektrischen Strom zu erzeugen, stellt man große Maschinen auf — wir werden zeigen, daß es auch viel einfacher geht! Zu diesem Zweck

brauchen wir weiter nichts als eine Zitrone, die wir in der Mitte auseinander schneiden. Die eine Hälfte legen wir auf den Tisch, oder wir bringen sie, damit auch ja kein Zweifel über die Richtigkeit unserer Behauptungen aufstehen kann, auf eine „isolierende“ Unterlage. Wir legen sie also z. B., wie dies in unserer Abbildung dargestellt ist, auf den Rand eines Sektglases. Dann brauchen wir weiter nichts als noch ein Stückchen Kupferblech und ein Stückchen Zinkblech, die wir beide, das eine in der Nähe des einen, das andere in der Nähe des anderen Randes in den weichen inneren Teil der Zitrone hineinstecken. Damit ist unsere galvanische Batterie fertig, aus der wir nun tatsächlich elektrischen Strom entnehmen können. So ohne weiteres wird uns nun aber wohl niemand glauben, daß hier Elektrizität entstanden ist, und so bleibt uns nichts anderes übrig, als den Beweis dafür in irgendeiner Weise zu führen. Am einfachsten läßt sich dies bewerkstelligen, indem wir sowohl am Kupfer- wie am Zinkstab einen metallenen Draht befestigen, der mit Seide umspinnen ist, also einen gewöhnlichen Leitungsdraht, wie



wir ihn an jeder elektrischen Klingelleitung sehen. Die beiden Enden dieses Stabes werden durch Abschaben mit einem Messer von der isolierenden Umhüllung befreit und die blank zutage tretende Kupferseele des kleinen Kabels wird fest um das in der Zitrone stekende Kupfer- bzw. Zinkstüd herumgewickelt. Nehmen wir nun die beiden anderen blank gemachten Enden des Leitungsdrahtes und legen wir das eine über, das andere unter unsere Zunge, so werden wir alsbald einen sauren Geschmack verspüren, der stets auftritt, wenn elektrische Ströme durch den Mund hindurchgehen. Ziehen wir den Zink- oder den Kupferstreifen aus der Zitrone heraus, so hört dieser Geschmack sofort auf — ein Beweis, daß der Strom zu fließen aufhört, sobald die Leitung in unserem galvanischen Element unterbrochen ist. Stecken wir den herausgezogenen Pol wieder hinein, so spüren wir zunächst einen leichten elektrischen Schlag auf der Zunge und dann den uns schon bekannten sauren Geschmack. Vereinigen wir die beiden blanken Enden des Leitungsdrahtes und legen wir sie über einen feinen Kompaß mit leicht spielender Nadel, so werden wir unter Umständen sogar erkennen, daß diese abgelenkt wird — wieder ein Beweis, daß aus der Zitrone ein elektrischer Strom durch den Draht hindurchfließt. In der Tat sind auch hier alle Bedingungen zur Entstehung eines solchen Stromes gegeben. Schon der italienische Physiker Volta (1745—1827) bemerkte, daß es zur Erzeugung eines derartigen Stromes genügt, zwischen zwei Blättchen aus verschiedenen Metallen ein Stück angefeuchtetes Tuch zu legen. Ein elektrischer Strom entsteht in der Tat stets dann, wenn zwei verschiedenartige Metalle in eine Flüssigkeit eintauchen. Dies ist bei der so reichlichen Mengen von Flüssigkeit enthaltenden Zitrone der Fall, und darum darf es uns nicht wundern, wenn auch hier ein zwar schwacher, aber, wie wir gesehen haben, deutlich nachweisbarer Strom durch den Draht hindurchzufließen beginnt.



Italienische Truppen: Offiziere und Mannschaften der Alpenjäger in graugrüner Felduniform.

Unsere Bilder

Vom Ziegelaarbeiter zum Leutnant. Der Ziegelaarbeiter August Bergmann aus Detmold ist, in Anerkennung seiner hervorragenden Kriegsdienste, zum Leutnant befördert worden.

Professor Hermann Anasch, bedeutender Maler und Rittmeister der Landwehrkavallerie, hatte sich trotz seiner 66 Jahre dem Vaterland zur Verfügung gestellt; er zog sich im Heeresdienst ein Leiden zu, dem er Mitte Mai erlag. Der Verstorbene gehörte seit 1880 dem Lehrkörper der Kunstakademie Kassel an und hat sich durch zahlreiche Gemälde, sowie durch seine kunstschriftstellerische Tätigkeit einen Namen gemacht. Er hatte bereits am Feldzug 1870 teilgenommen. Weit bekannt ist seine Allegorie „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ die er nach Entwürfen des Deutschen Kaisers schuf.

Allerlei

Heimgesandt. Ein veratneter Lebemann speist aus Sparsamkeitsrücksichten in einer ganz obstrukten Kneipe und erkennt in dem ihn bedienenden Kellner einen alten Bekannten. — „Was“, ruft er aus, „Sie sind hier Kellner?“ — „Ja wohl“, antwortet dieser, „aber ich speise wo anders!“

Am Samstag gab es Zensuren. Onkel August kam auf Besuch und inspizierte das Zeugnis des kleinen Otto. „Ei, ei, mein Sohn“, sagt der Onkel und seine Stirn kräuselt sich, „hier steht ja bemerkt, daß du im vorigen Semester dreimal haß nachsagen müßest! Ja!“ — so fügt der alte Herr mit jener glücklichen Übertreibung hinzu, welche die vorgerückten Jahre so gut kleidet, — „ich habe in meiner Jugend niemals nachzusagen brauchen!“ Der kleine Otto, dieser hoffnungsvolle Spreckthener, sieht seinen Onkel eine Weile erannt an, dann lächelt er pfiffig und erwidert: „Dann hat wohl eher Lehrer — immer gleich gehauen?“

Der farsichtige Rubinstein. Nichts war dem berühmten Klaviervirtuosen Rubinstein verhasster, als von neugierigen noch ihm meist unbekannten Leuten angesprochen zu werden. Der Künstler war von Haus aus sehr schweigsam veranlagt und wer ihn zu unrechter Zeit belästigte, der konnte einer recht derben Antwort gewärtig sein. Es war auf einer seiner Kunstreisen in London, daß ein die Welt bereisender Engländer den Künstler in ein Gespräch zog, dem Rubinstein nur widerwärtig folgte. „Welche Länder haben Sie auf Ihren Konzertreisen gesehen?“ fragte der Engländer. — „Ich habe wiederholt ganz Europa bereist.“ — „So! Waren Sie auch in Norwegen?“ — „Ja wohl!“ — „Und auch in Spanien?“ — „Ja wohl!“ — „Auch in der Türkei?“ — „Gewiß“, sagte Rubinstein ärger-

lich. — „Ja, mein Herr“, meinte der wißbegierige Englishman, „wie Sie es dann möglich gemacht, sich mit den Bewohnern der verschiedenen Länder zu verständigen?“ — „O, das geschah sehr leicht und schnell. Klavier“, meinte der Künstler mit ironischem Lächeln.

Gemeinnütziges

Kirschencreme. 200 Gramm Weichseilkirschen werden durch ein Sieb getrieben und einige aufgeschlagene Kerne, ganz fein gehackt, getan. 10 Eigelb werden mit 80 Gramm Zucker und etwas Zimt ge-

1/2 Liter Weißwein und 1/2 Madeira darunter gemischt, die durchgetriebenen Kirschen nun wird die Masse auf Feuer geschlagen, bis sie wird, doch darf sie nicht zu

Wellenfittiche können zur Fortpflanzung gebracht werden. Der Hechbauer muß Länge von 75 cm, eine Tiefe 40 Zentimeter und eine Höhe 65 Zentimeter besitzen. Ein Käfig genügt für zwei Paare.

Während der Ertragszeit Stachelbeeren haben die Gelegenheit, die Sträucher anders anzuzeichnen, die für die mehrung durch Ableger in kommen und ebenso solche wegen schlechten Tragens entfernt werden sollen.

Zeitstube als Hautmittel gegen Sonnenbrand. Wenn die Damen im Sommerfrische heimkehren, fügen sie durch den ausgedehnten Aufenthalt in freier Luft und Sonne über einen mehr oder der ausgeprägten Induration der anfänglich Spaß macht,

doch bald als störend empfunden wird, wenn er sich in ein wenig Gelb verwandelt und nur sehr, sehr langsam weichen will. Gegen Teintfehler infolge Sonnenbrand steht von alters her die Gurkencreme vorzügliches Mittel in gutem Rufe. Man kann dieses Schönheitsmittel, das die Haut nicht nur weiß und durchsichtig, sondern auch sehr weich und leicht selbst bereiten. Die geeignetste Zeit hierfür ist die, in der man beliebigen Sengurken einlegt, weil man dann das viel Schleim und enthaltende Kerngehäuse der Gurken, das für Sengurken ausgeschält leicht und ohne Kosten beschaffen kann. Diesen Gurkensaft preßt man ein Mulltuch, focht ihn in einer Porzellanboje im Wasserbade auf und vermischt ihn zur Hälfte mit chemischreinem Glycerin. Auf 50 Gramm Gurkensaft und 25 Gramm Glycerin gibt man eine Messerspitze Kaiserborax, den Saft einer halben Zitrone und 20 Tropfen Benzoeöl. Nachdem man die Mischung noch ein Weichen im Wasserbad auf dem Siedepunkt erhalten und fleißig verrührt hat, füllt man die verkühlte Masse in kleine Glas- oder Porzellanbojen, die man mit Blase zubindet und kühl und trocken aufbewahrt. Abends vor dem Schlafengehen und nachmaligem Waschen des Gesichts und der Hände verreibt man ein wenig der Creme auf der Hand, ohne diese vorher abzutrocknen. R.R.

Nösselprung.

halt	halt	und	fe-	le
alle	te		die	ntr-
und	und	fein	ter	ip
fa-	im		gends	stern-
leer	heil	be-	punkt	end-
		los		

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10

Homonym.
Beim Händler bin ich oft gehäut.
Es zieht mich nach dem marie.
Du suchst mich nach des Tages
Nach Müß' und Arbeit gerne.
Die Kriegerzeit schenkt sich nach
Erhobte Kraft gewährt ich ihr.
Die Kraftmaschine schließ' ich
Ruh, sage mir, wer mag ich

Julius B.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Logograph: Fuchs-Luchs. — Des Bilderrätsels: Der Alte Jungen Tat. — Der Männer Gut, war allzeit gut.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.